

A stylized illustration of a cityscape in shades of blue and white. The background features a large, soft mountain range. In the foreground, various skyscrapers and buildings are depicted in a layered, cutout style. A prominent white cloud is in the upper left corner. The overall aesthetic is clean and modern.

Ralph C. Doege

YUME

TRÄUMEN IN TOKIO

Erzählung

LESEPROBE

SEPTIME



© 2020, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Elvira M. Gross
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © iStock-CHDB
Fotos im Buch: Ralph C. Doege
Das Foto auf Seite 115 zeigt Axel Schulze
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-91-5
www.septime-verlag.at
www.facebook.com/septimeverlag
www.twitter.com/septimeverlag

Ralph C. Doege

YUME

夢

Träumen in Tokio

Erzählung

Leseprobe



**Unfall in Akihabara Station
verärgert Morgenpendler**

Japan Times, 11.3.2025

**Ein Verletzter bei Unfall
in Akihabara Station – Ursache ungeklärt**

Tokyo Tribune, 11.3.2025

**Akihabara-Unfallopfer liegt
weiterhin im Koma**

NHK, 13.3.2025

I

... Vogel ...

– Konzentrier dich! –

(Was ist ihm wohl passiert?)

Blauer Himmel, und das Rauschen der Klimaanlage, ein endloses und beruhigendes Ausatmen des Eisdrachens. Erneut die angenehme Erinnerung an die Tokioter Metro, die meditative Stille, selbst zur Rush Hour, selbst wenn die Waggonen überfüllt oder Kinder mit an Bord sind, auch hier ein kühler Hauch von oben. In weiter Ferne schreien Krähen ihr *harm harm*. Das gelbe Licht der Neonlampen, Licht, das sanft auf mich fällt, ähnlich dem der Bahnwaggonen und des Haneda-Flughafens, warm wie Kerzenlicht.

... total übermüdet ...

... total überfüllt ...

... ein Flugzeug im Landeanflug (*ladies and gentlemen, please fasten your seatbelts*), noch gerade zu sehen durch die Glasfassade.

... Kerze ...

(Ihm? Was meinst du wohl, was ihm passiert ist? Sein Bruder ...)

Seit gut siebenunddreißig Stunden kein Schlaf, und sogar davor nur wenig, die Aufregung: Ich

verreise doch nie – und dann auch noch gleich so weit, und die Sorge, die Sorge – mein Bruder ...

Der irgendwie sanfttürkise Teppich ... und wie peinlich ich doch war, da hat die Dame wenigstens was zu lachen gehabt, ein reibendes Lachen, ein gurrendes, wie gedämpftes Krähen, tief unten im Hals, da hinter der weißen Gesichtsmaske (*harm, harm*), schöne Augen hat sie, sieht jung aus, was ich da erkennen kann, blamiere ich mich auch hier in der Erinnerung ein weiteres Mal, im Traum, träume ich denn? Wieder weist sie auf den kleinen Spiegel. Er ist in Kopfhöhe am Tresen angebracht. Über der Spiegelfläche, da leuchtet ein roter Punkt, direkt neben einer Kameralinse. Meine Augen brennen. Sie sagt: »Try again, it didn't work.«

... *Bett* ...

(*Ja, klar, sein Bruder, aber ich meine, davor?*)

Ich interpretiere falsch und nehme die Brille ab, führe mein Auge zur Kameralinse. Retinascan – wer bin ich denn, James Bond? Die junge Frau lacht, sie lacht hinter dem weichen Stoff (wie Kopfkissenbezüge, wie das Kopfteil am Sitz im Flugzeug, wie medizinisches Personal), weicher Stoff, der Mund, Kinn und Nase bedeckt, ihr Kopf, ein Kissen, wahrlich gern würd ich auf ihr ruhen, bin so müde, lieber noch auf ihrer Brust, denn wer weiß, was sich hinter

der Maske verbirgt, kann mir eigentlich egal sein, erkältet wirkt sie nicht, lacht und lacht ... War es ein freundliches Lachen? War es ein Auslachen? »No! Just face«, sagt sie. Ich lache ebenfalls, eine Farce, das alles; mein Lachen ist allerdings verschämt, da hat sie nun etwas, das sie ihren Kollegen erzählen kann ... vermutlich noch Jahre später ...; aber bedenkt man, weswegen ich hier bin, in Tokio, da erscheint einem so eine Geheimagenten-Erkennungsmaßnahme nicht mehr allzu absonderlich. Dennoch winde ich mich innerlich in Schmerzen über meine Beschränktheit. Sie gibt mir den Pass, den Reisepass, zurück ... so war das ... und dann weiter im trüben Licht, in die überfüllte, trübe Gepäckhalle, keine Fenster, keine Flugzeuge, keine Vögel, nein, nur die seltsamen, die hier ihre Kreise ziehen, auf einem Bein stehen oder um sich picken und hacken auf der Suche nach ihren Koffern, Eulenaugen; aber das Fließband dreht sich langsam und unbeirrt, wenigstens das, wie die Yamanote-Linie (wie ich später erfahre), immer im Kreis, es fließt leise dahin, zieht seine Bahnen, das Gepäckband, manchmal quietscht es, und imitiert dabei sehr leise das Geräusch der Metro, das monotone Rattatatatt; kaum hörbar, denn hier gibt es Horden von Ausländern, hier ist es nicht so still wie in den Waggons, aber es

gibt ebenfalls ab und zu Durchsagen. Auf Japanisch und Chinesisch.

Ich kenne mich nicht aus, ich kenne mich nicht aus, finde trotzdem meinen Koffer, meinen kleinen Koffer, extra neu gekauft, angeschafft – irgendwie geschafft –, nur für diese Reise, und obwohl er so klein ist, hatte ich dennoch Probleme, Probleme, genügend Klamotten zu finden, ihn auszufüllen. Vielleicht hätte auch mein Handgepäck-Rucksack genügt. Aber wie würde das aussehen? – Schein ist alles. Und wie lange werde ich überhaupt bleiben, hier, in diesem unbekanntem Land, in diesem Moloch? Dieser Riesenstadt, die, wie sich noch herausstellen wird, gar kein Moloch ist? Eine Frage, schon im Flugzeug zu beantworten, auf dem Einreiseformular. Angegeben habe ich: eine Woche; eine Woche, aber was soll ich hier so lange tun?

Das Adrenalin hält mich wach, nein, ich träume, ich träume, zumindest bin ich im Halbschlaf, manchmal höre ich noch das Piepsen der Überwachungsgeräte meiner Vitalfunktionen, und das Rauschen in den Ohren, ist das noch vom Flug? Oder doch die Klimaanlage? Und die Krähen weit entfernt, die Krähen krähen, stummes Flattern in der Luft. Sie haben es sehr leise gestellt, das Piepen, wohl um mich nicht übermäßig zu stören im Schlaf,

in meinem induzierten Schlaf. Eigenartig trüb alles, die Erschöpfung kommt in Wellen, brandet gegen mein Wachbewusstsein, versetzt es in dieses bebende Gefühl von Sommersonne, Sommersonne an einem erschöpften Nachmittag, wie taumelnde Staubpartikel im rauschenden Elektroatem der Klimaanlage, Staubpartikel, ganz hinten im trockenen Rachen, dieses ganz leichte kitzelnde Kratzen, nur weiter oben, vielleicht im Occipitallappen, und vorne hinter der Stirn: ein leichtes Drücken. Meditative Trance. Schlafen im Reich der aufgehenden Sonne. Alles fließt, nein, alles vibriert, das Bett ist angenehm hart, das Bett, mein Schiff, mein fliegender Teppich, mein Flugzeug, meine Traummaschine. Ich spüre die Elektroden am Kopf, an der Brust, die Infusion im Arm, nur ein leichter Druck, mehr nicht. *Intravenös* ist irgendwie ein schönes Wort.

(Ich meine, wieso sind seine Bilder so dunkel, während die seines Bruders so positiv, hell, sind?)

Trauma, vielleicht.

Sollte das nicht eher sein Bruder haben?)

... Tür ...

Wie oft bin ich nun schon meine Ankunft durchgegangen? Wie oft habe ich meinen lächerlichen Retinascan wiederholt, dabei jedes Mal einen Stich in der Brust verspürt und gleichzeitig lachen müssen

(auch jetzt, aber ich unterdrücke es, das Lachen, ich muss schlafen, schlafen). Retinascan: mein Tor zu Japan, ein Erröten, wie blöd kann man sein? Ich meine, selbst wenn man siebenunddreißig Stunden nicht geschlafen hat ... ich erinnere mich, noch gedacht zu haben: Ganz schön schlimm, sogar sowas muss man machen ... Überwachungsstaat. Ich Geheimagent, ich.

Was dann? Was dann?

Man hat mich nicht abgeholt. Nicht einmal das. Hätte ich das vor meiner Zusage gewusst, ich wäre vielleicht nicht gekommen; nein, ich wäre vermutlich trotzdem ... man muss ja. Aber dass sie mir zutrauen, den Weg alleine durch eine Millionenstadt zu finden, eine Stadt, in der ich nicht einmal die Schilder lesen kann, wie ich dachte, ja, dachte ... Zum Glück ist inzwischen doch alles auch in Englisch ausgeschildert. Wohl ein Ergebnis der Olympiade 2020, damals, wer weiß. Ich nicht. Ein Wunder, dass sie nach der Olympiade noch immer Ausländer ins Land lassen.

Der letzte Zollbeamte winkt mich durch, die Türen gleiten zur Seite, und ich trete in die Halle, tatsächlich in Japan, hinein in einen Fluss aus Menschen, einen Fluss, der sich durch offene Türen ergießt, und dann in diverse Ströme verzweigt oder aufgeht in einem Meer mit Unterströmungen. Hier warten

weitere Leute, warten auf Verwandte oder Freunde, auf Arbeitskollegen oder Feinde.

Auf mich wartet niemand. Niemand.

Und ich lasse mich mittreiben, treiben bis zu einem Bereich, in dem die Menschenflut versiegt, und setze mich erst einmal, setze mich auf einen der lederüberzogenen Stühle. Ist das echtes Leder? Wohl kaum. Ein junger Japaner schaut mich an, ich bin zu müde, um zu reagieren. Er schaut ja auch einfach nur. Ich versuche, mich zu erinnern: Was soll ich noch mal machen? Irgendwo hier muss ein Stand sein, ein Stand, an dem Sachen für mich hinterlegt sind. Sachen, Zeug, ich hatte nicht verstanden, was genau. Ich schaue auf dem Handy nach: Was hat Mari mir geschrieben? Mari, eine der beiden Stimmen; Stimmen, die ich höre, hier in meinem Traum, in meiner Erinnerung, in meinem Halbschlaf, Mari, die Frau meines Bruders.

Durch die hohen Fenster fällt Sonnenlicht und blendet mich. Meine Ohren rauschen. Elf Stunden Flug. Einfach sitzen bleiben. Nicht bewegen. Wie im Flugzeug, da starrte ich auch nur vor mich hin, vollkommen leer. Mit dem Touchscreen des Monitors am Vordersitz kam ich nicht zurecht, er wollte mir keinen vernünftigen Film zeigen, reagierte nicht auf meinen Finger.

Meinem ledernen Sitzplatz gegenüber ist ein Raucherraum, die Tür öffnet sich ab und zu, und ich fühle mich wie die Rauchschwaden, die dort zurückbleiben.

Durchsagen.

(Wir werden ihn nachher befragen.) Da ist sie wieder, Maris Stimme. *(Jetzt ist er wieder bei seiner Ankunft. Die scheint ihn am meisten zu beschäftigen.)*

... Schrein ...

Ich bin müde, zu müde, um aufzustehen. Aber sitzen kann ich nach dem langen Flug eigentlich auch nicht mehr. Ich fühle mich verloren. Fremder in einer fremden Welt. Hilft ja nichts, also raffe ich mich auf, zuerst den Rücken, und dann bringe ich mich mit einem Ruck zum Stehen, schließlich rolle ich den Koffer in eine Richtung, irgendeine Richtung, in der ich den Stand vermute, den Stand, an dem Zeug hinterlegt ist, Zeug, von dem ich noch immer nicht genau weiß, was es eigentlich ist. Vielleicht bin ich ja doch ein Agent. Bereit zur Übergabe des MacGuffins, des heiligen Koffers mit der Lösung aller Probleme der Welt.

Zufällig habe ich die richtige Richtung erwischt.

Meine üblichen Hemmungen, englisch zu reden, sind vom Schlafentzug unterdrückt, geradezu nicht mehr vorhanden, und ich frage, ob ich tatsächlich

richtig bin, und ja, *indeed*, das bin ich, und ob hier etwas für mich hinterlegt wurde, ja, das wurde es. Ein vielleicht zwanzigjähriger Mann gibt mir eine graugrüne Plastikkarte und die blauweiße Visitenkarte eines Hotels. Und ein Gerät, das er Pocket Wifi nennt. Er erklärt mir, wie ich mein Handy mit dem Wifi verbinde und dann, wozu die graugrüne Chipkarte gut ist und wie ich sie zu benutzen habe. Sie ist bereits mit 3000 Yen aufgeladen, sagt er. *SUICA* steht darauf geschrieben, neben der Schrift ist ein freundlicher Pinguin abgebildet. Er winkt. Und mit dieser Karte kann ich so ziemlich alle innerstädtischen öffentlichen Verkehrsmittel benutzen – erklärt er, der junge Mann – und sogar in vielen Geschäften und an Getränkeautomaten bezahlen. Entwickelt wurde die Karte, damit es bei der Abwicklung von Millionen Metrofahrenden nicht zu größeren Staus kommt. Was er mir so alles erzählt, der Typ ... Er scheint stolz zu sein. Man geht also einfach auf das Gate zu (die beiden Klappen – manchmal grün, manchmal grau, manchmal eventuell auch andersfarben, ich vermute: je nach Linie), hinter dem sich die Bahnsteige der gewählten Linie befinden, und führt den Chip über den Abtaster, wodurch sich der Durchgang öffnet (es piepst, wie meine Herzfunktion, die Klappen (... Valva und Valvula ...) klappen

zur Seite (nicht wie im Herzen, hoffe ich) und funktionieren wie Ventile, verhindern einen Rückstrom der Menschen/des Blutes in die falsche Richtung; auf einem kleinen Feld am Gate wird angezeigt, wie viel Yen sich noch auf der Karte befinden) und man kann durchgehen, durch das Tor. Keine Verzögerung, einfach und unkompliziert. Fast wie die Hoteltür (warum wollte ich »Höllentor« denken?) zu meinem Zimmer.

... und ... Schlüssel ...

Hätten sie mir vorher gesagt, was genau mit meinem Bruder geschehen ist, ich hätte vielleicht einen anderen Weg zum Hotel genommen. Aber so folge ich der Empfehlung, mit der Monorail bis Hamamatsucho Station zu fahren. Die Monorail, obwohl umständlicher und teurer, dennoch ratsam: allein schon wegen des Ausblicks, sie wirkt auf mich wie aus einem Film, einem Film aus den Sechzigern oder frühen Siebzigern, in einer Ecke sitzt sogar ein alter Mann mit seinem Mafiahut und typischem Yakuza-Anzug, Goldringen und Gehstock ... und das Ruckartige der Fahrt, das Retroartige der Holzfarben an den Wänden ... Nach der Monorail dann weiter mit der Yamanote-Line bis Akihabara Station und dort von Gleis 6 aus bis zur Kameido Station. Gleis 6, das

verflixte Gleis 6, sie ließen mich vermutlich diesen Weg nehmen, damit ich unvoreingenommen einen Blick auf die Szenerie werfen konnte. Das hat funktioniert, allerdings, als ich dort stand, da kam mir eine Assoziation zur Anfangsszene eines Films von Sion Sono in den Sinn: *Suicide Circle*. Wurde die Szene hier gedreht? Zu lange her, dass ich den Film gesehen hatte, muss ich eines Tages nacharbeiten. Vielleicht, wenn ich zurück bin. – Die Monorail lieferte tatsächlich einen schönen Ausblick, einen Ausblick, den ich nicht zu würdigen wusste, trotz der glänzenden Wolkenkratzer mit Glasfassaden und des spiegelnden Wassers mit Anglern an den Seiten und einigen wenigen Booten auf ruhigen Wellen; hier und da alte Schreine und Tempel zwischen den modernen Gebäuden. Blauer Himmel, keine Wolken. Und in Akihabara dann ein paar schwarze Vögel.

Den Namen hatte ich schon gehört: Akihabara; interessierte ich mich auch nicht für Elektronik, Manga, Anime oder dergleichen. Obwohl ich, meinem Bruder zuliebe, vor einigen Monaten einen Anime gesehen habe; einen Anime, der mir ein wenig von der Arbeit erklären sollte, mit der mein Bruder sein Leben verbrachte: *Paprika*. Ich mochte den Film, aber realistisch betrachtet hatte er natürlich gar nichts mit der Forschung meines Bruders zu tun,

ich glaube, er wollte nur einen Vorwand finden, damit ich den Film sehe; so war er, mein Bruder. Früher auch schon, als Kind. Dachte sich immer irgendwelche Vorwände aus, damit ich etwas sah oder hörte oder las, anstatt einfach zu sagen, dass er es mochte und ich es auch versuchen sollte.

In Akihabara am Bahnsteig ist es recht voll gewesen, und jetzt (mit dem jetzigen Wissen) wundere ich mich, dass es zwar einen behandschuhten Schaffner gibt, aber nicht die Vorsichtsmaßnahmen mit den Toren vor den Gleisen; den fehlenden Toren, Absperrungen zum Fahrbereich, die verhindern sollen, dass man unfreiwillig oder auch freiwillig auf den Gleisen landet, wie gut, dass die Metro auf den Zentimeter genau hält, genau an den Markierungen, und, wenn vorhanden, eben an den Türen der Schranken, die, sobald der Zug zum Stehen gekommen ist, zur Seite gleiten, um die Passagiere hineinzulassen. Aber ausgerechnet an einem der meistgenutzten Bahnsteige der Welt fehlt diese Vorrichtung. Dennoch stellen sich alle Reisenden ordentlich in Reihen an den Markierungen auf, wie die Lemminge.

Mein Bewusstsein schwappt über Erinnerungssplinter, einige scharf: das Lachen hinter der Gesichtsmaske, einige stumpf: der etwas buttrig-ranzige

Geruch Tokios. *Waschtinknhierso?* Vermutlich ich, seit fast vierzig Stunden ungewaschen.

Den Weg von Kameido Station zum Hotel, den hab ich mir bereits zuhause so häufig angeschaut, dass ich nicht einmal das Handy hervorholen muss, um ihn zu finden. Obwohl ich zunächst unsicher bin, ob *West Exit* oder *East Exit* vom Bahnsteig aus. Den in Fahrtrichtung oder den auf der anderen Seite? Ich entscheide mich für die Fahrtrichtung, man möchte ja nicht zurückgehen, gehe eine Treppe hinunter. Auch hier ist alles geregelt, rechts für die Reisenden, die abwärts gehen, links für die Aufsteigenden; die Trennungslinie führt einen steinernen Korridor mit Werbeplakaten an den Wänden entlang und nach einer Kurve sehe ich Tageslicht. In der Mitte wieder die Schleusen, auf einer steht majestätisch eine Krähe, ich krame meine *Suica-Card* hervor. Der Pinguin winkt. Links sitzt auf Höhe der Schleusen ein Bahnangestellter in einem kleinen Raum hinter einem Glasfenster. Rechts geht es zu den Toiletten. Der Abtaster piept, die Klappen klappen, die Krähe fliegt auf, und ich trete hinaus in die Sonne, eine Sonne, die, trotz der angenehmen Kühle der Luft, wärmt. Links eine Reihe Automaten, die etwas von Bankautomaten haben, dann ein kleines



Geschäft, das von Zeitschriften bis hin zu Lebensmitteln alles zu haben scheint. Eine schmale Straße vor mir, gleich hinter geparkten Fahrrädern. Und ein taubenblaues, vielleicht vierstöckiges Haus. Ich gehe nach rechts, an Getränkeautomaten vorbei, Getränkeautomaten, wie sie allem Anschein nach überall zu finden sind, um das vierstöckige Haus herum, an einem kleinen Restaurant entlang, das angenehm dunkel und heimelnd wirkt, eine kurze Gasse entlang, und dann stehe ich an einer vierspurigen Straße. Mein Herz beruhigt sich ein wenig. Genau hier muss ich hin, ich erkenne alles wieder von *Street View*. Warten. Warten, warten, dass die Ampel grün wird, und dann immer geradeaus. Einen Weg mit kahlen Bäumen und weißrosafarbenen Lampions entlang. Der Weg zu meinem Hotel. Sehr schön.

Mein Zimmer dann im vierten Stock nach japanischer Zählung; der Zimmerschlüssel eine Chipkarte aus Papier. In der Lobby keine besonderen Vorkommnisse, Reservierung war okay, alles erledigt. Ich weiß erst einmal nicht, wie der papierene Schlüssel funktioniert. Trotzdem klappt es auf Anhieb, die Tür geht auf. Mein Refugium, klein, aber ausreichend. Den Schlüssel lege ich in eine Plastikschaale, die dafür neben der Tür angebracht ist. Ich schaue

in den Wandspiegel gegenüber und sage: »Ich bin in Tokio«, gefolgt von einem »tss«. – Ich trage einen Bart. Man sieht nicht viele Bartträger in Tokio, wie mir scheint. Ich nehme den Papierschlüssel aus der Vorrichtung und stecke ihn in meine Geldbörse, besser so, sonst vergesse ich ihn, dann setze ich mich aufs Bett. In Rezensionen zum Hotel hatte ich gelesen, dass die Betten zu hart sind. Ich lege mich hin. Nein, es ist angenehm, gut für den Rücken.

Ich muss duschen, ich darf jetzt nicht einschlafen. Schlafe ich nicht?

Ich muss gleich weiter.

Nur eine Unterhose und ein frisches T-Shirt und die Kulturtasche im Rucksack verstauen. Brauche ich sonst noch etwas?

Dann setze ich mich aufs Klo. Oh! Die etwas zu kleine und zu niedrige Klobrille ist beheizt, wie angenehm. Allerdings ist sie vergilbt Beige, irgendwie wächsern, und ich muss die Tür auflassen, um mich nicht zu sehr zu stoßen, so klein ist das Bad, und sie verrutscht ein wenig unter mir, die Klobrille, während ich die richtige Position zum Verweilen suche. Das Licht ist farblich identisch mit den Wänden, die sind in mattem, verblichenem Gelb gestrichen, abgesehen von der Wand, an der die weiße Badewanne montiert ist, die ist aus dunklem Holz,

laminiert. Die Wanne ist kurz, dafür aber tief. Ich dusche auf westliche Art und frage mich, ob man hier auf japanische Art vorgehen sollte, nur ist der Raum zwischen Toilette, Waschbecken und Wanne zu eng, um sich dort zu waschen, der Abfluss am Boden jedoch weist darauf hin, dass es so gedacht sein könnte. Unter dem lauwarmen Wasserstrahl denke ich an die Vergangenheit, die nahe, die ferne, und an die mögliche Zukunft, und rekapituliere schließlich, was ich tun muss. Habe ich alles? Was braucht man denn schon zum Schlafen? Ich sollte vielleicht auch noch frische Socken einpacken. Und mir die Füße extrem gründlich waschen, muss man nicht überall die Schuhe ausziehen? Auch hier im Hotelzimmer gleich hinter der Tür, da ist ein Bereich vom Teppich abgegrenzt, um die Schuhe abzulegen. Ich meine gehört zu haben, dass, wenn man die Schuhe nicht auszieht, ein Geist kommt und ... Ich schaue nach oben, japanische Geister, die Frauen mit den langen schwarzen Haaren, haben so eine Angewohnheit, an der Zimmerdecke entlang zu krabbeln; ich stelle den Wasserstrahl kälter, nicht zu kalt, nur so kalt, dass ich gedanklich nicht weiter abdrifte. In zehn Minuten werde ich abgeholt. Ich muss mich beeilen.

(Wie lange wollen wir noch ...?)

Ich denke, wir haben genug Daten. Jetzt können wir ihn einfach schlafen lassen.)

Schlafe ich? Ich höre sie doch? Höre das Piepsen, das Rauschen, den Wind.

Das Hotel ist ein einfaches Hochhaus, genau genommen sind es zwei Hochhäuser, die sich gegenüberstehen, jeweils neun Etagen. Dazwischen zwei schmale Straßen, die getrennt sind durch einen Streifen für Fußgänger, eine Art Minipark mit Sitzbänken, Bäumen und kahlen Sträuchern. Dort sitze ich und warte.

Den Jetlag ausnutzen, so hat sie geschrieben. Mari, die Frau und Kollegin meines Bruders, sie schickt einen Wagen, mich zu holen. Und ich sitze da, Vogelkot neben mir, auf der weißen Bank, die schwarzen Schuhe auf japanischem Boden, er ist rötlich gepflastert. Die wenigen Bäume sind größtenteils blätter- und blütenlos, aber ein paar Knospen kündigen sich schon an. Sind das Kirschbäume? Bestimmt. Der Himmel ist blau, die Äste sind schwarz, nur eine einzige Wolke ist zu sehen. Eine Gruppe Schulmädchen kommt vorbei in ihren nachtblauen Uniformen, die Röcke in Plaidmuster, gefolgt von einem alten Mann, der mich fixiert. Ich fühle mich unwohl, wie ein Fremdkörper.



Das Auto, das mich holt, ist ein Mehrsitzer von Mitsubishi, es sieht auf den ersten Blick erstaunlich klein aus. Die Sitze sind hellbeige. Ich sitze hinten. Alleine. Der Fahrer ist ein junger Mann. Ich verstehe sein Englisch kaum. Er lächelt freundlich. Ich versuche, auch zu lächeln. Wir gestikulieren mehr, als dass wir sprechen. Ab dem Moment, als er auf das Gaspedal tritt, sitzen wir still und starren vor uns hin, er nach vorne, ich zur Seite. Was, wenn er gar nicht mich abholen sollte, wenn es der falsche Fahrer wäre ... Schlafen, ich werde bestimmt schnarchen, deshalb konnte ich auch im Flugzeug nicht schlafen, die Angst vor dem Schnarchen; deshalb und wegen der allgemeinen Aufregung. Warum bin ich nur immer so aufgeregt? Der Blutdruck vielleicht. Der ist immer zu hoch. Die Stadt zieht an mir vorbei. Erstaunlich wenig Autos unterwegs, zumindest für so eine große Stadt. Keine Staus. Alles ein wenig surreal. Ein goldener Klumpen auf einem Hochhausdach. Er sieht aus wie ein exkrementenförmiges UFO aus einem Film aus den Siebziger, einem Film, an dem Salvador Dali beteiligt gewesen ist. Alles leuchtet und glitzert in der Sonne: Brücken, Wolkenkratzer, Wasser, Shuttleboote, hier und da Bäume ... Und alles funktioniert, alles funktioniert, alles ist sauber, alles ist auf seltsame



Art entspannt. Garten Eden. Tokio, der Traum eines glücklichen Gottes. Irgendwo hatte ich mal gehört, Tokio sei wie ein Spielplatz oder besser noch: ein Vergnügungspark. Disneyland und Jahrmarkt in einem. Das kann ich natürlich noch nicht beurteilen, dazu bin ich noch nicht lange genug hier. Aber es sieht schon irgendwie nach Spielzeug aus, da draußen. Ein seltsames Gefühl. Normalerweise frage ich mich, was ich irgendwo soll, verreise deshalb nie, aber hier, das muss ich zugeben, wirkt alles schon irgendwie interessant ... nur ... ich störe, ich, der ewige Fremdkörper. Der Mitsubishi taucht in eine Tiefgarage, wir sind wohl angekommen. Die Seitentür öffnet sich, und ich steige aus, allerdings mit ein paar Schwierigkeiten. Ich bin zu groß, ich bin zu unbeweglich, ich merke schmerzhaft meinen Rücken. Es riecht, es riecht nach Abgasen, aber nicht schlimm. Tiefgaragengeruch. Tief unten. Die Fahrertür gibt ein tieferes Piepen von sich als der Monitor, der meine vitalen Funktionen überwacht, es hat etwas von einem elektronischen Glockenton. Der Fahrer, dessen Namen ich sofort vergessen habe, zieht den Schlüssel ab, das Geräusch verstummt, er schlägt die Tür zu, Tauben fliegen auf; und ich drifte kurz ab in ein Meer, Wellen um mich, ich schwimme, ich kann nicht gut schwimmen,

Kirchenglocken im Hintergrund, wenn ich nicht umkehre, ertrinke ich, aber das Mädchen, ich erreiche es nie, und es schwimmt davon, das Echo der Autotür, doch kein Rauschen, doch keine Tauben, nur die Klimaanlage, keine Wellen, kein Mädchen. Schlafen im Stehen.

Mein Begleiter führt mich zu einem Fahrstuhl, dessen Inneres klinisch grün leuchtet. Im Spiegel an der Wand sehe ich, dass ich blass bin wie ein Geist, dass meine wenigen Haare platt am Kopf kleben, dabei hatte ich sie extra so kurz schneiden lassen, damit ich nichts zu tun brauche, kürzer als meinen Bart. Der Fahrstuhl summt und beginnt zu fahren. Nach oben. Immer weiter nach oben.

(Okay, wecken wir ihn.)

II

»Geschlafen habe ich nicht wirklich«, sagte ich. Halbschlaf, bestenfalls Halbschlaf, wie stilles Nachdenken, Wachträumen. »Das Medikament hat auch nicht viel geholfen. Ich bin viel zu müde, um zu schlafen.« Mari nickte lächelnd, als glaube sie mir kein Wort. Ein wohlwollendes Lächeln, an das ich mich auch jetzt noch klammere. Jetzt, wo

ich aus dem Fenster starre und mich eigentlich schon im vierten Kapitel befinde, aber ich sollte doch die Dinge erzählen, die vorher noch geschehen sind. So stehe ich also weiterhin schlaftrunken neben dem Bett, starre aus dem Fenster und erinnere mich.

Da ist eine Cafeteria hier im Institut. Die Möbel sind im westlichen Stil gehalten, so wie es Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Wien vielleicht Mode war, mit einem Hauch Japonismus. Man sitzt hier zwischen dunklen Holzmöbeln unter einem Baum, der irgendwie hier in den zwölften Stock geschafft worden war, und der neben einem kleinen Brunnen steht. Im Wasser schwimmen Koi. Ein kühler, angenehmer Ort.

Mari, die schöne Mari. Sie hatte mich am Fahrstuhl abgeholt. Ich sah sie zum ersten Mal im wirklichen Leben. Zwar hatte mir mein Bruder vor Jahren ein Foto geschickt, aber das wurde ihr bei weitem nicht gerecht. Ich wusste über sie nur, dass sie Halbjapanerin ist und in Deutschland Neurowissenschaften studiert hat. Dort ist sie meinem Bruder begegnet. Zusammen sind sie dann nach dem Studium nach Tokio gezogen, für ihre Forschungen und einfach, weil sie es wollten. Und da leben sie jetzt schon seit gut zwanzig Jahren.

